

Jüdischer Verlag

Leseprobe



Klein, Menachem
Jerusalem - geteilt, vereint

Araber und Juden in einer Stadt
Aus dem Englischen von Eva-Maria Thimme

© Jüdischer Verlag
978-3-633-54289-5



Menachem Klein

Jerusalem

geteilt, vereint

Araber und Juden in einer Stadt

Aus dem Englischen
von Eva-Maria Thimme

Jüdischer Verlag
im Suhrkamp Verlag

Die englische Ausgabe erschien 2014 unter dem Titel *Lives in Common. Arabs and Jews in Jerusalem, Jaffa, and Hebron* im Verlag C. Hurst & Co. (Publishers) Ltd.

Die vorliegende deutsche Ausgabe wurde gekürzt.

Erste Auflage 2018

© der deutschen Ausgabe Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag Berlin 2018

© 2014 C. Hurst & Co. Publishers Ltd. German edition published by
arrangement with Eulama Lit. Ag.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der
Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werks darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm
oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt
oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-633-54289-5

Inhalt

I	Das Tor der Gabelungen	9
2	Arabische Juden	30
	Weder Oxymoron noch Verleumdung	30
	Die Einheimischen	35
	Durch Konfrontation beeinträchtigte Koexistenz	95
3	Leben auf der Schwelle zur Zukunft	106
	Ein großes Problem auf kleinem Raum	106
	Konflikt als Routine	120
4	Grenzerweiterung des Möglichen	134
	Ein neues Land	134
	Ein doppeldeutiges V	159
5	Wie die Herren im Haus	177
	Übertragung des Besitzrechts	177
	Häuser von innen – Menschen von draußen	198
6	Besetzung, Assimilation, Opposition	222
	Jerusalem – ein Ort der Geschäftigkeit und des Lärms	222
	Die Macht der Geschichte	270
	Epilog	281
	Bibliographie	289
	Zur Transliteration	302
	Anmerkungen	303

Das Mittelmeer ist vielstimmig¹

Das Tor der Gabelungen

Ich mache mich über die Alrov-Mamilla Mall in die Altstadt auf. Eine Fußgängermeile mit Cafés und geschmackvoll eingerichteten Geschäften dämpft den Straßenlärm und bringt mich zum Jaffa-Tor. Attraktive Schaufensterauslagen – von Nike, Gap, Nautica oder dem Juweliergeschäft H. Stern – sind in die Fassaden aus behauenen, glatten Jerusalemer Stein eingelassen. Dezent Hintergrundmusik berieselt mich, während ich an modernen Skulpturen vorbeischlendere – inmitten einer bunten Menge aus israelischen Teenagern auf der Suche nach der neuesten Mode, orthodoxen Familien, die einen Ausflug unternehmen, Müttern im Hidjab aus Ost-Jerusalem bei einem Schaufensterbummel. Nichts erinnert an die nahe gelegene Jaffa-Straße. Einst die moderne Trasse im Westen Jerusalems, ist sie jetzt eine hässliche und heruntergekommene Straße, die wieder in Schwung zu bringen die Stadtverwaltung sich bemüht. Bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts war sie die Verkehrsader, die Jerusalem mit Tel Aviv und Jaffa, den beiden größeren Städten der Küstenebene, verband. Der lange Abstieg der Jaffa-Straße setzte 1948 ein. Die 2007 eröffnete Alrov-Mamilla Mall wurde errichtet, um das erbärmliche Erscheinungsbild der alten Straße zu maskieren. Die Architektur möchte den Eindruck erwecken, daß es sich hier nicht um eine Flanier- und Einkaufsmeile handelt, sondern um eine authentische Jerusalemer Straße, die den modernen westlichen Teil der Stadt mit deren historischem Kern verbindet.

Das Wort »Alrov« im Namen der Mall verweist auf die Firma, die den Komplex baute, zu dem außerdem ein Luxushotel und exklusive Apartments gehören und in dem der Gewerbe- und Geschäftsbereich nur einen Teil ausmacht. Die andere Hälfte des Namens, »Mamilla«, steht sozusagen zur Beschwichtigung, als eine Art Entschul-

digung da, ein fernes Aufleuchten aus der Vergangenheit. Der Komplex steht dort, wo sich einst das alte Mamilla befand – der Name kommt aus dem Arabischen *ma'aman Allah*, was soviel wie Gottes Zuflucht bedeutet – ein Viertel, das gegen Ende des 19. Jahrhunderts erbaut wurde. Sowohl Juden wie Araber lebten dort, bis der Krieg von 1948 die Einwohner trennte. Mamilla gehört der Vergangenheit an, Alrov dem 21. Jahrhundert.

Es stellt sich heute so dar, als hätten privates Unternehmertum und Modernisierung dieses tragische Erbe bewältigt. Oder ist das nur der Eindruck, den diese moderne Einkaufszone bei mir hinterlassen möchte? Sind wir zu einer gemeinsamen jüdisch-arabischen Erfahrung zurückgekehrt, die den Riß in diesem Gefüge flickt?

Ich denke darüber nach, daß vom Ende des 19. Jahrhunderts an Juden aus den neuen Vierteln mit Arabern aus der Altstadt in dem offenen Bereich außerhalb des Tors zusammenlebten und miteinander verkehrten. Reisende aus Jaffa und Hebron begegneten ausländischen Touristen, die sich wiederum mit den Einheimischen trafen. Es war die Zeit, als Entfernungen immer kürzer wurden und das Tempo des alltäglichen Lebens sich stetig erhöhte. Durch den Ersten Weltkrieg und den Nationalitätenkonflikt zwischen Juden und Arabern gestaltete sich das städtische Leben wesentlich turbulenter. Das Jaffa-Tor und seine unmittelbare Umgebung wurden zu einem Treffpunkt nicht bloß von Menschen, sondern auch von Ansichten und Lebensweisen. Nachrichten von fernen Vorkommnissen trafen ein, desgleichen Meinungen aus anderen Ländern – und alles zusammen bildete den hiesigen Gesprächsstoff.

Die Araber nennen das Jaffa-Tor *Bab al-Khalil* – das Hebron-Tor – und das ist kein Zufall. Auf der Route Jerusalem-Hebron reisten die Pilger, die die heiligen Stätten der beiden Städte besuchten. Auf ihr wurden aber auch Tafeltrauben, Eier oder Geflügel von Hebron nach Jerusalem gebracht. Dafür bezahlte Jerusalem mit Zeitungen und Büchern, die zur Diskussion neuer Fragen in Hebron anregten, Fragen von der Art, die Jerusalemer Intellektuelle zu Hause und in den Cafés erörterten. 1919 wurde in Hebron ein kleiner, feiner englischer Club mit mehreren Räumen eröffnet. Die Mitglieder

konnten dort Bücher und Zeitungen lesen, sich zu Brett- und Kartenspielen treffen, Musik hören und Mahlzeiten einnehmen.¹ Pferdewagen brachten die Einwohner von West-Jerusalem zum Jaffa-Tor, wo sie im *sug*, dem Basar oder Markt, ihre Einkäufe tätigten, von wo sie dann möglicherweise zu Fuß weitergingen, um an den heiligen Stätten zu beten. Jüdische und arabische Kutscher fuhren Touristen und Pilger in ihren in Deutschland gefertigten Equipagen vom Tor zu bereitstehenden Booten im Hafen von Jaffa.

Als in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre der Konflikt zwischen Juden und Palästinensern eskalierte, war das Jaffa-Tor nicht länger zentraler Treffpunkt. Der Krieg schnitt das Tor von seinem Hinterland ab. Die Bezeichnungen in Arabisch, Hebräisch und Englisch verloren in jeder Hinsicht ihre ursprünglichen Bezugspunkte. Die Altstadt von Jerusalem wurde von der palästinensischen Küstenebene abgeschnitten, deren Mittelpunkt Jaffa war. Jaffa verlor seine Verbindung zur Hebron-Straße. Bis in die achtziger Jahre sah sich die Jaffa-Straße in einer leicht besseren Lage als das Tor, insofern sie etwas von jenem Status behielt, den sie in der ersten Hälfte des Jahrhunderts als Hauptverkehrsstraße der Neustadt innegehabt hatte. Sie blieb im Zentrum der Innenstadt und fungierte als Hauptverkehrsverbindung des provinziellen Jerusalem zum weltläufigeren Zentrum des Landes. Doch bis 1967 wurde sie an ihrem östlichen Ende von einer häßlichen Mauer aus Stahlbeton blockiert, die die Waffenstillstandslinie zwischen Israel und Jordanien markierte. Ein schmaler Spalt in der Mauer ermöglichte es den Jerusalemer Bürgern diesseits und jenseits, die gegnerische Stadt in Augenschein zu nehmen. Aber viel konnte man da nicht erkennen. 1954 spähte der hebräische Dichter Nathan Alterman durch den Ritz und erklärte kategorisch: »Von hier bis Shanghai ist Asien; von hier bis zur Hayarkon-Straße in Tel Aviv erstreckt sich der Staat Israel.«² Das jordanische Jerusalem wurde erst im Juni 1967 für das jüdische Jerusalem sichtbar, und dann auch nur für kurze Zeit. Innerhalb weniger Jahre sollte die israelische Entwicklung nichts von ihm übriglassen. Israels europäische Entfremdung von Asien – in diesem Sinne definierte sich das neue Land – wurde durch ein Gefühl der Besitzergreifung und vom Wunsch er-

setzt, sich in das neue Territorium auszudehnen. Nach dem Juni 1967 wurde das, was Alterman einmal als »Asien« bezeichnet hatte, jüdisch und israelisch.

Der Hebron-Straße erging es weit schlechter als der Jaffa-Straße. Der Krieg von 1948 schnitt das Jaffa-Tor von der früheren Straße ab, die zum größten Teil auf der israelischen Seite der Waffenstillstandslinie lag. Die Straße konnte nun nicht mehr genutzt werden, um vom Tor zur Stadt Hebron zu gelangen. Der Bereich von Abu Tor bis ans Ende von Talpiot lag im jüdischen Teil Jerusalems und wurde im Süden von der Waffenstillstandslinie abgeschnitten. Heute ist die Hebron-Straße eine harmlose urbane Strecke, ein grauer Asphaltstrich, öde bis dort hinaus, obwohl sie an historisch und religiös bedeutenden Stätten vorbeiführt. Eine ist das Tal Hinnom, das in der Bibel als ein Ort des Todes und Abschlachtens erwähnt wird, wo die Väter ihre Söhne dem heidnischen Gott Moloch opferten. Weiter südlich liegt die »Anhöhe des Bösen Rats«, wo nach christlicher Überlieferung der Rat der jüdischen Ältesten die Auslieferung Jesu an die Römer beschloß. Der jüdischen Tradition zufolge ist es der Ort, von dem aus Abraham den Berg Moriah erstmals erblickte, den Gott ihm gewiesen hatte, um dort seinen Sohn Isaak zu opfern. Da ließ er seine Diener zurück und ging mit seinem Sohn zu Fuß weiter. (1 M 22,1-6)

Knapp zwei Kilometer weiter südlich liegt das Kloster Mar Elias, von dem die Christen glauben, der Prophet Elias habe dort auf der Flucht vor der Königin Isebel gerastet. Und noch ein Stückchen weiter südlich befindet sich das Grab von Rachel. Jede dieser Stätten befindet sich dort aus eigenem Recht, ohne Bezug zu der Straße, die sie miteinander verbindet. Nach dem Krieg von 1967 stellte Israel die Verbindung zwischen dem Jaffa-Tor und der Jaffa-Straße wieder her, nicht aber die von der Hebron-Straße zum Bab al-Khalil. Sie sind durch das Teilstück einer Straße getrennt, die einen anderen Namen, nämlich den der Jerusalem-Brigade, trägt: jener Armee-Einheit, deren Versuch des Durchbruchs zum jüdischen Viertel der Altstadt 1948 scheiterte und die gegen die Jordanier im Süden Jerusalems im Sechstagekrieg focht. Die Hebron-Straße fängt erst am Ende von Abu Tor an.

Abu Tor selbst wurde von einem Schweizer Bankier, Johannes Frutiger, und seinen jüdischen Geschäftspartnern, Schalom Konstrum und Joseph Navon, gegründet. Ihr Wunsch war es gewesen, ein gemischtes christlich-jüdisches Viertel aufzubauen. Ihre ursprünglich verfolgte Absicht scheiterte – Christen fanden das Vorhaben wenig attraktiv, schließlich wurde es ein jüdisches Viertel. Im Lauf der Jahre entstand am östlichen Hang ein arabisches Abu Tor.³

Die Straße der Jerusalem-Brigade ist kein Einzelfall. Zur Erinnerung an den Sieg Israels im Juni 1967 beschloß die Jerusalem Stadtverwaltung im darauffolgenden September, die arabischen Namen der Hauptstraßen Ost-Jerusalems durch die Namen jener israelischen Einheiten zu ersetzen, die in diesem Jahr in der Stadt gekämpft hatten. Als ob die städtische Regierung zum Ausdruck bringen wollte, daß die israelische Armee Tag für Tag die arabische Stadt zurückerobern sollte. Die städtischen Behörden gestanden ferner dem Generalstab der Streitkräfte das Recht zu, selbst zu entscheiden, welcher Einheiten im Asphalt und auf Schildern im Mauerwerk gedacht werden sollte. Der Platz, der seit der Mandatszeit den Namen von Allenby trug, wurde nun in Platz der Israelischen Streitkräfte umbenannt, und die Hauptstraße, die von dort hinab zur Mauer der Altstadt führte, hieß nun zu Ehren der Fallschirmjäger-Brigade, die sich »der Befreiung Jerusalems« rühmen durfte, Straße der Fallschirmjäger. Nur wenige Jahre darauf entschied die Stadtverwaltung zudem, andere Straßen in Ost-Jerusalem nach mittelalterlichen arabischen Geographen, Persönlichkeiten aus Kultur und Geistesleben, Wissenschaftlern und Historikern umzubenennen. Demzufolge gab es dann Straßennamen zur Erinnerung an den Philosophen Avicenna, den Forschungsreisenden Ibn Batuta und den Historiographen Ibn Khaldun. Im Januar 1975 erhielt im Sheikh-Djarach-Viertel die Straße, in der das Haus des früheren Bürgermeisters von Jerusalem, Raghīb Nashashibi, stand, dessen Namen. Anderen palästinensischen Bürgermeistern wurde diese Ehre nicht zuteil.⁴

Die Funktion der Verbindung zwischen Jerusalem und Hebron, die bis dahin das Jaffa-Tor erfüllt hatte, übernahm nun das Damaschus-Tor. Der bescheidene Taxistand, der während der Mandatszeit⁵

dort in Betrieb war, wurde in eine zentrale Bus- und Taxistation umgewandelt, deren Fahrzeuge für die Verbindung zwischen dem arabischen Jerusalem und dem palästinensischen Binnenland sorgten. Die öffentliche Beförderung, die auf der Strecke Ost-Jerusalem – Hebron verkehrte, fuhr vom Damaskus-Tor ab, am Jaffa-Tor vorbei, als hätte das niemals Bab al-Khalil geheißen. Das Damaskus-Tor – auf arabisch Bab al-‘Amud – war nur für die palästinensische Bevölkerung bestimmt. Für Juden, die zu den israelischen Siedlungen wollten, die im Gebiet um Hebron aus dem Boden wuchsen, gab es ein separates Beförderungssystem, Busse, die von der zentralen Busstation am westlichen Ende der Jaffa-Straße abfuhrten. Heute fahren palästinensische Minibusse und jüdische Busse nebeneinander auf der Straße nach Hebron bis zur Straßensperre am südlichen Stadtrand, wo sie auf zwei getrennte Verkehrswege umgeleitet werden.

Ich flaniere in der Mamilla Mall inmitten eines bunten Spektrums der Jerusalemer Einwohner. Juden und Araber lassen sich gleichermaßen – für diesen einen kurzen Augenblick – zur Vorstellung verführen, sie seien in einem anderen Land oder befänden sich auf einer der schicken Einkaufsstraßen Tel Avivs. Sowohl Touristen als auch israelische Einwohner runden gern ihren Besuch der Altstadt mit einem Bummel durch die Mall ab. So entstehen bei ihnen mit einem Schlag zwei Illusionen – zum einen, in einer modernen westlichen Stadt zu sein, zum anderen, sich im authentischen Jerusalem aufzuhalten. Israelische Juden und palästinensische Araber gehen aneinander vorbei, vermischen sich aber nicht. Die Cafés, in denen man sich beim Betreten einer Sicherheitsüberprüfung durch einen Wachdienst unterziehen muß, sind gut besucht – von Juden, Araber gehen weiter – nur wenige pausieren für einen Kaffee. Doch die meisten Küchenangestellten – unsichtbar für die Gäste – sind Araber.

In den zwei oder drei Jahren seit meinem ersten Besuch in der Mall hat sich die Situation kaum verändert. Jetzt, im Jahr 2013, nutzen die Araber die Schlußverkäufe der eleganten jüdischen Boutiquen. Arabische Frauen setzen sich zu einer entspannten Unterhaltung in jüdische Restaurants. Das können sie hier tun, nicht aber in

den traditionellen Kaffeehäusern auf der arabischen Seite der Stadt, östlich vom Jaffa-Tor.

Der *sug* innerhalb des Tors ist seit dem Mittelalter in Betrieb. Er ist überdacht, lärmend laut, gedrängt voll, von der Farbenpracht ganz zu schweigen, aromatisch duftend, gelegentlich stinkend. Wie aus Berichten von Reisenden aus dem 19. Jahrhundert hervorgeht, war letzteres schon in früheren Zeiten der Fall, als es hieß, die Luft der Stadt sei von üblen Dünsten geschwängert.⁶ Als die schwedische Schriftstellerin Selma Lagerlöf Jerusalem eine Stadt nannte, die Menschen umbringt, bezog sie sich nicht auf das Martyrium in heiligen Kriegen. Jeder Besucher riskierte ernstlich, sich durch verunreinigtes Wasser und Unrat eine Infektion zuzuziehen – ein Risiko, das einen düsteren Schatten über die sinnlich wahrnehmbare Schönheit Jerusalems warf. Gerbereien befanden sich innerhalb der Stadtmauern und verbreiteten einen Gestank, dem man nicht entgehen konnte. Über allem lag ein Geruch von verfauten Fleischabfällen, die an den Straßenrändern liegen blieben. Der Graben am Fuß der König-David-Zitadelle, direkt neben dem Jaffa-Tor, stank vom Kot der Pferde, Esel, Schafe und Ziegen. Mensch und Vieh bewegten sich Seite an Seite auf den Straßen, und der Schweiß von beiden hing schwer in der heißen Sommerluft. Einzig in den öffentlichen Badehäusern konnte man frei atmen. Oder man konnte statt dessen den Blick – und die Nase – von der irdischen Stadt abwenden und zu einer reinen und sauberen Stätte blicken, dem himmlischen Jerusalem.

Der *sug* ist mit schwarz-grauen Steinen gepflastert – durch Jahrhunderte von den Liebkosungen des Regens und den Sohlen, die über sie liefen, poliert – und sieht ganz anders aus als die Mall im Westen mit ihrem behauenen Sandstein. Anders als die Mamilla Mall ist der Markt nicht geradlinig angelegt, nicht abschreckend und nicht dominant. Er führt den Passanten nicht zu einem bestimmten Ziel. Vielmehr stellt er es einem frei, sich durch seine verschlungenen Neben- und Seitengänge zu schlängeln. Der *sug* ist verlockend, vibrierend und weitläufig, er streckt seine Finger in enge Gassen aus. Bevor er abrupt am Charam asch-Scharif endet, den Westler den Tempelberg nennen, dreht er noch eine scharfe Kurve

nach rechts in das jüdische Viertel. Meistens aber wendet er sich nach links in Richtung des Damaskus-Tors und des Geschäftszentrums Ost-Jerusalems in der Salah-ad-Din-Straße. Käufer, die Läden nahe dem Jaffa-Tor betreten, können ein wahres Sammelsurium von Artikeln erwerben – jüdische Ritualgegenstände wie etwa einen Schofar, einen Gebetsschal oder Kiddusch-Becher; eine schwarz-weiß gemusterte Kufiya; einen in Fernost hergestellten bunten Seidenschal; eine armenische Keramikschale oder Kacheln aus dem arabischen Teil Jerusalems; ein Paar schlichte Pilgersandalen, wie sie der christliche Klerus in der Stadt gewöhnlich trägt; eine Nargilah; ein Backgammon-Spiel; und T-Shirts mit den Symbolen und Namen von Armee-Einheiten. Arabisch-jüdische Interaktion beschränkt sich auf Handel und Tourismus, wobei die wirtschaftliche Abhängigkeit der arabischen Händler von den aus den westlichen Vierteln der Stadt kommenden Käufern noch einmal deutlich hervortritt.

Die bunte Warenvelfalt in den Läden reflektiert den großen Unterschied zwischen heutigen und früheren Touristen, auch die unterschiedliche Wahrnehmung Jerusalems durch zeitgenössische Reisende und jene aus dem vorigen Jahrhundert. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde Jerusalem hauptsächlich von Pilgern besucht, von denen die meisten arm waren und aus Russland, Osteuropa und dem östlichen Mittelmeer kamen. Für wohlhabendere Touristen aus dem Westen war Jerusalem eine Station auf ihrer großen Rundreise durch den exotischen Orient. Begeistert und ehrfürchtig besichtigten sie die Stätten, an denen sich die Geschichten aus dem Alten und Neuen Testament »wirklich« zugetragen hatten. Alles in allem zählte man zu diesem Zeitpunkt mehr als 20 000 Besucher jährlich. In den Jahren unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg kamen jedes Jahr ungefähr 10 000 russische Pilger ins Land.⁷ Die Russen erwarben religiöse Souvenirs, dazu auch Gemälde mit biblischen Szenen ortsansässiger Künstler. Die – hebräische und christliche – Bibel war zu jener Zeit der am häufigsten verwandte Reiseführer.

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nahm der Zustrom wohlhabender Touristen weiter zu, ergänzt auch durch Angehörige der Mittelschicht. Sie verbanden die fromme Pilgerfahrt mit Ferien-

reise und Einkaufstouren. Der *sug* hielt für sie emblematische Waren des Orients bereit, wie Teppiche und Damast. In den Jahren von 1949 bis 1967, in denen die Altstadt unter jordanischer Herrschaft stand, stellten reiche Touristen von der Arabischen Halbinsel die Mehrheit der Besucher. Sie interessierten sich für dieselben Waren und wurden zur Haupteinnahmequelle der Kaufleute und Handwerker des *sug*.

Das Erscheinungsbild des *sug* änderte sich ein weiteres Mal nach der israelischen Eroberung 1967. Unter jordanischer Herrschaft durften nicht mehr als eine Handvoll Souvenirläden in Betrieb sein. Diese Regelung wurde von den israelischen Behörden gelockert. Unter dem neuen Regime kamen keine arabischen Touristen mehr. Ihren Platz nahmen zunächst beutegierige Israelis ein, die im *sug* – den sie zu *schug* hebraisierten – Waren fanden, die in Israel lange Zeit überhaupt nicht oder nur überteuert erhältlich gewesen waren. Sie kauften alles, was ihnen nur in die Hände fiel, und zwar in rauen Mengen – Füllfederhalter aus China, aus Olivenholz geschnitzte Kamele und bäuerliche arabische Keramik. Unförmige Tonkrüge wurden zu modischem Zierrat in Wohnzimmern, denen sie einen orientalischen Akzent verliehen und Gästen zu verstehen gaben, daß ihre Gastgeber im Land geborene Israelis und nicht etwa Einwanderer waren.

In den siebziger Jahren besuchten amerikanische Touristen aller Glaubensrichtungen den *schug* in ständig wachsender Zahl. Um sie anzulocken, begannen die Händler damit, Waren anzubieten, die sie als handwerkliche Arbeiten von Beduinen oder Palästinensern ausgaben, obwohl das meiste davon tatsächlich in Fernost hergestellt worden war. In den Jahren nach 1980 handelte es sich bei den Touristen überwiegend um amerikanische Juden, und nun fing man im *schug* damit an, jüdische Ritualgegenstände und jüdische oder israelische Souvenirs feilzubieten, nicht zuletzt auch T-Shirts mit den Namen und Insignien von Armee-Einheiten oder aufgedruckten militaristischen Slogans, die schwerlich die Gefühle der palästinensischen Ladenbesitzer zum Ausdruck brachten. Aber für die amerikanischen Touristen mit ihrem ungebrochenen Enthusiasmus für Israel stellten sie das authentische Jerusalem dar als eine Mischung aus

Bibel, orientalischem Exotismus, Judentum und einem von der israelischen Armee inspirierten Patriotismus.⁸ Das Ergebnis war eine komplexe und interessante Beziehung zwischen den Händlern und ihren Kunden. Palästinensische Geschäftsleute boten den amerikanischen Touristen ein Jerusalem, das deren Erwartungen entsprach. Die Käufer kümmerten sich nicht weiter um das aktuelle, hier und jetzt bestehende Jerusalem und die palästinensische Identität der Leute, bei denen sie kauften. Indem er die Touristen mit einer Dosis Illusion versah, sperrte der Händler seine Kunden in einen imaginären Raum. Er seinerseits erzielte einen Gewinn, der ihm in der realen Welt zu leben erlaubte.

Der *schuq* verändert seinen Charakter, je weiter man in ihn vordringt. Er wandelt sich von einem Ort, der die Touristen mit einer Illusion von Authentizität umfängt, in einen, der die Bürger der Stadt mit dem Notwendigsten versorgt. Touristen sind eher selten zu sehen; die meisten Kunden sind Palästinenser, die hier ihre Einkäufe tätigen. In diesem Teil des *schuq* herrscht eine Überfülle an Fleisch, Stoffen, Artikeln aus Leder bzw. Kunstleder, Schmuck, Küchengeschirr, Gewürzen und landwirtschaftlichen Erzeugnissen. Winzige Restaurants, die den Angestellten und Arbeitern Imbisse liefern, bieten Hummus und Kebap an, runde Pitafladen kommen aus der Bäckerei am unteren Ende der Straße, in der Baklava auf Platten ausgestellt sind, von denen der Zuckersirup rinnt. Die Straßennamen bewahren die Erinnerung an den alten Marktplatz: Suq Chan az-Zeit – Olivenöl-Markt; Suq al-Lahamin – Fleischer-Markt; Suq al-‘Atarin – Spezerei-Markt; Suq al-Khawajat – Silberschmied-Markt; Suq al-Katanin – Baumwollhändler-Markt. Das Drunter und Drüber des tagtäglichen Geschäftslebens kommt an der Via Dolorosa zum Halt, wo die Käufer häufig auf Pilgergruppen stoßen, die an den Kreuzwegstationen Hymnen anstimmen. Die Käufer überqueren die Straße und teilen dabei die Pilger in isolierte Inseln. Hier manifestiert sich leibhaftig die Kreuzung des heiligen und des profanen Jerusalem.

Während des Jerusalem Film Festivals werden in der Mall Filme gezeigt, nicht aber im *schuq*. Donnerstagsabends im Sommer lassen

Israelis mittleren Alters ihre Jugend wieder aufleben, indem sie bei Volkstänzen mitmachen. Ein schlankes Model in engen Jeans sieht ihnen von einem großen Poster in einer nahe gelegenen Boutique zu. In der Altstadt wird der Kaffee nicht an Tischen mit bequemen Stühlen, sondern in winzigen Nischen serviert. Diese Kaffeestände versorgen die Läden in der näheren Umgebung mit ihrem Sortiment, wobei sie jugendliche Boten losschicken, die sich geschickt durch die Menge schlängeln mit ihren Kupfertablets, auf denen kleine Täßchen mit bitterem Gebräu und Becher zuckersüßen Tees sowie kaltes Wasser in Gläsern stehen. Das lebendige Hin und Her, die Geräusche lassen den arabischen *schuq* authentisch, wahrhaft lebendig erscheinen, im Gegensatz zur Mall westlich des Jaffa-Tors, die ihre Besucher ganz bewußt in der Konsumkultur einer wohlhabenden Gesellschaft beläßt.

In der Mamilla Mall stehen die Läden wie Wachtposten beidseitig des zentralen Gangs aufgereiht. An der Stelle, wo sich heute die Mall befindet, nahm am 11. Dezember 1917 eine britische Ehrenwache Aufstellung mit Gewehren samt Bajonett, Munitionsgürteln und Stahlhelmen. Die Soldaten exerzierten in Vorbereitung einer Zeremonie anläßlich des Beginns der britischen Herrschaft. Zwei Tage zuvor hatte sich am westlichen Ende der Jaffa-Straße ein Haufen erschöpfter türkischer Soldaten einer kleinen britischen Patrouille ergeben. Die vierhundertjährige osmanisch-türkische Herrschaft endete abrupt ohne jedes Blutvergießen und Heldentum, das für frühere Kämpfe um die Heilige Stadt so typisch gewesen war. Obwohl die Briten das Gebiet nur für gerade einmal 31 Jahre regierten, war dies ein Zeitraum von entscheidender Bedeutung. Der Einzug General Allenbys in Jerusalem war von ebenderselben Bedeutung für Palästina wie der Feldzug Napoleons für Ägypten 1798.

Es war durchaus nicht Großbritanniens Absicht, Jerusalem im Handstreich zu nehmen, obwohl sich die Einnahme der Stadt tatsächlich genauso abspielte. Die Ehrengarde stand unter dem Kommando eines Offiziers, dessen gebrüllte Befehle man nachgerade auf Eric Matsons Photographie zu hören vermeint. Während die vorbereitenden militärischen Übungen noch liefen, wehte die türkische

Flagge – der zunehmende Halbmond und ein Stern jeweils in Weiß vor rotem Hintergrund – noch zu beiden Seiten des Jaffa-Tors. Die Uhr über dem Tor zeigte auf halb acht, als der Befehlshaber der 60. Division, General Edmund Allenby, den Wachtposten inspizierte und in seiner Galauniform durch das Tor schlenderte, gefolgt von anderen höheren Offizieren. Die Honoratioren der Stadt begrüßten ihn am Eingang zur König-David-Zitadelle. Menschenmengen auf beiden Straßenseiten, auf dem Dach des Tors und von nahen Balkonen jubelten ihm zu. Juden waren auch darunter. Ob irgendwem wohl die Ironie der Geschichte auffiel, daß die christliche britische Weltmacht die Herrschaft über die Stadt von den muslimischen Osmanen just an Chanukka übernahm, dem jüdischen Fest zur Erinnerung an die jüdische Eroberung Jerusalems und die Befreiung des Heiligen Tempels in der Antike? Die türkischen Fahnen hatte man entfernt, bevor Allenby durch das Tor schritt, doch eine verblieb – wie zur Erinnerung – auf einem Gebäude direkt daneben. Der britische General ging direkt daran vorbei, bevor er sein Pferd bestieg und an der Spitze seines Stabs davonritt. Vier Tage darauf fand auf der westlichen Seite des Tors, wo heute die Mall steht, eine kurze Zeremonie statt, bei der Allenby zum Feldmarschall befördert wurde.⁹

Wie viele Eroberer vor und nach ihnen, mochten die Engländer das, was sich nun in ihrem Besitz befand, überhaupt nicht. Neun Tage nach seiner Ankunft in der Stadt bemerkte ihr zeitweiliger Kommandant, General William Borton, gegenüber seinem Vertreter Ronald Storrs, daß »die einzigen erträglichen Aufenthaltsorte in Jerusalem Badezimmer und Bett« seien.¹⁰ Allerdings blieb Storrs weder im Bad noch im Bett. Er gab sich alle erdenkliche Mühe, dem tatsächlich existierenden Jerusalem jenes Aussehen zu geben, das ihm vorschwebte.

Uniformen sind immer noch am Jaffa-Tor präsent – nicht die Uniformen der Touristenpolizei, sondern die der Soldaten, die dort Stärke demonstrieren. Auf der einen Seite des Platzes befindet sich im Tor eine befestigte Polizeistation, und zwar in der *Qischla*, ehemals unter den Osmanen ein Gefängnis und Armeestandort aus